

Die Tageszeitung
jungeWelt

23.10.2006 / Feuilleton / Seite 12

[Zum Inhalt dieser Ausgabe](#) |

Aus dem toten Winkel

Zurück aus der Zukunft: Sie revolutionierten vor 40 Jahren die Popmusik. Niemand merkte es. Heute spielen The Monks in Berlin

Von Ted Gaier

Bis vor kurzem waren die Monks ein Mysterium. Eine Band, von der nichts übrig war als eine extrem rare LP mit dem Titel »Black Monk Time«, 1966 nur in der BRD veröffentlicht. Heute wird die Avantgarde-Beatband in der Berliner Volksbühne auftreten. Außerdem wird der Dokumentarfilm »Transatlantic Feedback« von Dietmar Post und Lucia Palacios gezeigt, der erstmals die unglaubliche Geschichte der Monks erzählt, und die Veröffentlichung eines Tribute-Samplers gefeiert. Auf ihm versuchen sich unter anderem Faust, The Fall, Gudrun Gut, Alec Empire, Jon Spencer, Michaela Melián, Fehlfarben, Psychic TV, Alan Vega oder Goldene Zitronen/Chicks on Speed an den wenigen Stücken und dem Geist der Band.

Landeier plus Brillotypen

»Black Monk Time« war eine Platte, die mit nichts korrespondierte, was Menschen zuvor in der populären Musik gemacht hatten. Auf dem Rückcover sind Typen in Mönchskutten und Tonsuren zu sehen. Aus den Linernotes geht hervor, daß es sich bei diesen Freaks um Soldaten der US Army handelte. Weiteres war nicht zu erfahren. In meiner Fantasie wurden aus den Ex-GIs Deserteure. Manche munkelten, sie hätten später eine Hippie-WG bei Heidelberg gegründet. Jemand meinte, der Drummer wäre einarmig gewesen. Jedenfalls: Zusammen mit der Musik und den Texten, die z. B. zum ersten Mal in der Rockgeschichte überhaupt den Vietnam-Krieg beim Namen nannten, war diese Band eine Offenbarung - wenn man, wie ich Anfang der 90er Jahre, auf diese Prä-Punkplatte stieß. Auf monoton gehackten Beats kreischen, wie unter

Starkstrom gehalten, ein hyperhysterischer Gesang, eine berserkende Orgel und koppelnde Gitarren. Zur schwachen Erinnerung an das Erbe der westlichen Zivilisation wehen gelegentlich mehrstimmige Showtunechöre herein in den verzerrten Klumpen aus industriellem Geschepper. Akkordwechsel kommen ebenso unberechenbar wie selten. Keine Tonika, keine Subdominante, kein »und jetzt der Refrain«. »Come on, it's beat time, it's hoptime, it's monktime ... you know, we don't like the army ... what army? ... who cares what army? ... why do you kill all those kids in Vietnam? Mad Vietcong ... my brother died in Vietnam... James Bond who is he ...« Kurzes Orgelinferno, dann: »stop it, stop it, it's too loud for my ears.« Im Gegensatz zum naiven bis altklugen Gequatsche der aufkommenden sogenannten Protestsongs, bei »Eve of destruction« von Barry McGuire oder bei »Turn turn turn« von den Byrds etwa, scheinen diese Leute sehr konkret gewußt zu haben, wovon sie singen. Ganz ohne kunsthandwerkliche Metaphern. Schließlich saßen sie während der Kuba-Krise wie Tausende anderer GIs gefechtsbereit in Panzern mit laufenden Motoren.

Es ist nichts ungewöhnliches, daß von Zeit zu Zeit Bands aus den Tiefen der Vergessenheit hervorgespielt werden und plötzlich eine Bedeutung erlangen, die die ursprüngliche weit übertrifft. Aber nur in wenigen Fällen ist das, was erst Jahrzehnte später anziehend oder zeitgemäß erscheint, mit dem Bewußtsein des bahnbrechend neuen gemacht worden. Die Monks sind so ein seltener Fall. Einzigartig ist schon die Konstellation der an dem Projekt Beteiligten: Fünf GI-Soldaten, die ihren Dienst auf einer Army-Base in Hessen absolviert haben und mit ihrer Coverband in der florierenden Beatlandschaft der BRD ein solides Auskommen bestreiten, treffen auf Absolventen der Designschulen von Ulm und Essen. Fünf Landeier, zusammengewürfelt aus allen Teilen der USA, und zwei nerdhafte Brillotypen mit einer kruden Avantgardevision, bestehend aus musikalischem Primitivismus und politischem Protesthabitus unter dem Einfluß von Minimal Art, Fluxus und Destruction Art. Dazu ein Outfit, das in seiner Radikalität die Lange-Haare-aber-gepflegt-Frisurträger dieser Zeit aussehen läßt wie Konfirmanden. Und zwar im Ludwig-Erhard-Deutschland. Im Frühjahr 1966 erscheint »Black Monk Time« bei der deutschen Polydor. Das Frontcover enthält in weißer Kleinschrift Bandname und Titel, der Hintergrund ist schwarz.

Es folgen ein paar Fernsehauftritte und endlose Touren in die letzten Winkel der BRD. Allerorten scheinen die jungen Leute überfordert zu sein mit dem stoisch stampfenden Sound, der so gar nicht kompatibel ist mit dem manirierten Gebaren des gemeinen Beatfans. Die Rattles oder Lords klingen anders. Es wachsen die Zweifel. Die Plattenfirma verliert das Interesse. Das Management

überwirft sich. Des Aussätzig-Seins überdrüssig, beginnen sie ihre Haare wieder wachsen zu lassen. Als sie am Frankfurter Flughafen zu einer gebuchten Südostasientour aufbrechen wollen, fehlt ein Monk. Letztendlich landen sie vereinzelt und verstreut in der US-amerikanischen Provinz. In den Käffern, denen sie ursprünglich um alles in der Welt entkommen wollten.

Zwei Akkorde

Seit ihrer Heimkehr in ein Land, das ihnen fremd geworden war, schlugen sie sich mit allen möglichen Jobs durch, nur nicht mit Rockmusik. Die meisten von ihnen verschwiegen tunlichst die Episode »Wie ich einmal die Popgeschichte revolutionierte«. Bescheiden und fast ungläubig erzählen sie im Film von den ersten Treffen mit den Pop-Visionären und Künstlern Karl Remy und Walther Niemann. Bassist Eddy Shaw: »Wir sprachen über die Kraft von Kommunikation, Wut, Image, Minimalismus und Dekonstruktion der Songs: ›Wir haben acht Akkorde hier, können wir auf nur zwei kommen? Laßt uns nur einen nehmen. Wieviel Worte haben wir hier? Fünfzehn? Können wir das auf drei runterkriegen?‹«. Remy und Niemann änderten den Bandname von »The Five Torquays« in »Monks«, wählten die Outfits, verfaßten ein Monk-Manifest, gaben viele musikalische Anregungen und kamen mit abwegigen Ideen wie z.B. der, ein elektrisches Banjo als Rhythmusinstrument einzusetzen. Und dennoch stellen die Monks die Zusammenarbeit als absolut gleichberechtigt dar. Sänger und Gitarrist Gary Burger: »Es war Monk-Musik. Der Grund, warum wir nicht wußten, was es war, war einfach der, daß niemand zuvor sowas gespielt hatte.« Doch die Gewißheit, daß man die Musik der Zukunft macht, hilft einem in der Gegenwart selten weiter. In den Fernsehaufnahmen z. B. vom »Beat Club« sieht man das jugendliche Publikum fast verzweifeln an den brutalen Beats der Monks. Mit den bieder-mechanischen Wechselschritten, mit denen man zu Bands wie den Hollies wippte, war dem wilden Gehämmer der Monks nicht beizukommen.

Neben den großen Gesten verblüffen bei den Livemitschnitten ungewöhnliche Details: Anders als bei Rockbands üblich, stehen sämtliche Monks auf der Bühne immer auf einer Linie. Das Schlagzeug ganz links, der Sänger ganz rechts. Ein wirkliches Kollektiv. Einmal sieht man mehrere Monks grotesk überdimensionierte Tamburine schlagen, ein anderes Mal traktieren drei von ihnen eine am Boden liegende, koppelnde Gitarre, mit der kauzigen Ernsthaftigkeit von Klangforschern. Dave Day (Gitarre, Banjo): »Mann, es ist so hart zu spielen, wenn die Leute es nicht mögen«.

Diese und einen ganzen Haufen weiterer Geschichten haben Post und Palacios in achtjähriger Recherche zusammengetragen. Anhand von privaten Fotos,

Postkarten und Doku-Material rekonstruieren sie das gesellschaftliche Umfeld der BRD im sogenannten Wirtschaftswunder, in dem Beatmusik sozusagen zum Vorboden der kommenden Rebellion wurde. Es werden wichtige Leute der Vor-68er Ära befragt, deren Namen heute fast vergessen sind. Einer davon ist der kürzlich verstorbene Charles Wilp. Modefotograf, Künstler, Maniker und Erfinder der legendären psychedelischen Afri-Cola-Spots in denen z. B. Nonnen mit blanken Brüsten zusammenhangslos Modeworte wie »Sexy«, »Groovy« oder »Black Power« hauchten. Von ihm erhoffte sich Niemann, doch noch die richtige Plattform für dieses schwierige Projekt zu finden. Wilp konnte zwar nicht weiterhelfen, schwärmt im Film aber immer noch von den Monks als der ersten schwerelosen Band. Er sieht sie als Pioniere von Techno und vergleicht Monksstücke mit der hohen Schnittfrequenz heutiger Werbespots. Ein anderer Zeitzeuge ist Jimmy Bowien, u. a. Produzent etlicher Franz-Josef-Degenhardt-Platten sowie Mentor und Produzent der Monks bei der Polydor. Er nennt die Musik der Monks archaisch-industriell und sieht in ihnen die Erfinder des Heavy Metal.

Zusammengenommen mit den Aussagen von Musikern späterer Generationen, die den Monks wahlweise die Erfindung von Punk oder von Industrial zuschreiben, müßte man eigentlich nur noch jemanden finden, der in ihnen die Väter des HipHop sieht, dann hätte man sämtliche sich dissident fühlende Musikgenres auf einem Haufen. Um so überraschender war es für die Filmemacher, bei Sendern und Filmverleihern durchweg auf Ablehnung zu stoßen. »The Transatlantic Feedback« wurde letztlich aus eigener Tasche finanziert und wird im Eigenvertrieb in die Kinos kommen. Tonsuren brauchen sich die Monks mittlerweile nicht mehr schneiden zu lassen. Sie sind gewissermaßen Naturmonkhaarschnitträger. In der Volksbühne wird noch eine weitere Band aus einem anderen toten Winkel der Geschichte dabei sein: die Londoner New Wave Band The Raincoats. Aber das ist eine andere Geschichte.

** heute, 20 Uhr, Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz, Berlin-Mitte: »monks - the transatlantic feedback« (BRD/USA 2006, Regie: Lucia Palacios und Dietmar Post, 100 min), 23 Uhr: Konzert The Monks, anschließend: DJ Alec Empire*